

prophylaktisch vorzubeugen, und seinen ganzen Vortrag in einer sowohl dem geistlichen Redner als der Natur würdigen Weise, in einem herrlichen Lob Gottes ausklingen zu lassen.

Die Bergpredigt nach Matthäus (Cap. 5, 6, 7).*)

Von Pfarrer A. Rießerer in Müllen, Baden.

Achter Artikel.

Dritter Theil (6, 19—7, 24).

Vom ernsten Streben nach dem Reiche Gottes.

§ 11.

A. Warnung vor dem Streben nach Reichthum (19—24).

Nachdem der Herr im zweiten Theile seiner Bergpredigt (5, 17—6, 18) sein neues Reich in der Erhabenheit und Vollkommenheit seiner Heilsordnung, in der Reinheit und Höheit seiner Heilsübung gezeigt, legt er nun dar, dass es unser erstes und ernstestes Streben sein soll, dieses Reich und seine Güter zu suchen und zu gewinnen, weist hin, was alles wir zu diesem Zwecke meiden und thun müssen.

Vor allem warnt er vor dem Streben nach Reichthum, welches sich mit dem Streben nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit nicht verträgt, vor dem Mammontsdienst, welcher den Dienst Gottes ausschließt. Wir sollen uns losreißen vom Erdischen, unseren Schatz nicht auf Erden, sondern im Himmel suchen, nicht dem Mammon, sondern Gott dienen. Wer sich von irdischen Schätzen einnehmen lässt, hat kein rechtes Verlangen nach dem Himmelreich, ist kein wahrer Diener Gottes. Die Reichthümer sind hinfällig (19. 20), umstricken das Herz, zum größten Unglücke des Menschen (21—23), so dass es Gott nicht dienen mag (24).

19 f. Nicht auf etwas so Hinfälliges und Vergängliches, wie die irdischen Schätze sind, sollen wir Eifer und Mühe verwenden, sondern auf die Schätze des Himmels, die unverlierbaren, unvergänglichen soll unser Streben gerichtet sein.

„Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motte und Fraß zehrt, und wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Fraß zehrt und wo Diebe nicht einbrechen, noch stehlen“. „Wo“ hat ätiologische Bedeutung — „weil dort“. „Auf der Erde“ und „im Himmel“ sind nicht mit „sammelt“, sondern mit „Schätze“ zu verbinden. Das Sammeln geschieht ja immer auf der Erde, aber die Schätze werden das einmal auf der Erde und das anderermal im Himmel hinterlegt und so

*) Siehe Heft I, 1898, S. 52 und Jahrgänge 1896, 1897.

irdische und himmlische Schäze. So lange man lebt, sammelt man, entweder um den Gewinn auf der Erde oder im Himmel zu bergen. Vor ersterem warnt Jesus, weil die Erde eine schlechte, unsichere Schatzkammer ist. „Wer Schäze sammelt auf Erden, wirft sie in einen durchlöcherten Beutel“. Auf Erden gehen die Schäze unaufhaltsam, unmerklich, oft auch plötzlich verloren durch natürliche Zerstörung und durch gewaltsame Wegnahme. Um das zu bezeichnen, nennt der Herr in sprüchwörtlich anschaulicher Rede als Ursachen: Motte, Fraß (Bernagung, vgl. unser „Zahn der Zeit“), Diebe. Die Motten verzehren Früchte und kostbare Gewandung. Die Schäze des Morgenlandes bestanden im Alterthum und bestehen theilweise heute noch in kostlichen Kleidungsstücken, Stoffen u. dgl. (Esra 2, 69; Neh. 7, 70; Job 27, 10; Jak. 5, 2), deren Feindin die Motte ist (Job 13, 28; Ps. 50, 9; 51, 8). Fraß, speciell der Rost zerstört Kostbarkeit und Geschmeide. Diebe, welche die Wand durchgraben (Job 24, 16; Ezech. 12) und stehlen, sind allem Erreichbaren gefährlich. In diesen drei Ausdrücken ist so ziemlich auf alle Art irdischen Verlustes hingewiesen.

Dagegen mahnt uns der Herr, Schäze im Himmel zu sammeln, denn dort sind sie sicher angelegt. Für die flüchtigen und trügerischen irdischen Schäze zeigt uns der Herr wahre, unvergängliche, ewige Schäze. So wie er die dem Menschen eigene Begierde nach Lob und Ehre zum wahren Lob und zur wahren Ehre bei Gott hinzulenken lehrt (6, 4. 6. 18), ebenso will er auch das Begehrn nach Reichthum zu den wahren, unvergänglichen, ewigen Reichthümern hinzulenken. Wenn ihr reich werden wollt, so ruft er uns zu, ich will euch Schäze zeigen, unverlierbare, unvergängliche, ewig dauernde: Sammelt euch Schäze im Himmel!

Womit dieses Sammeln geschieht, versteht sich nach dem Vorhergehenden von selbst: durch die Uebung der Gerechtigkeit, Gebet, Fasten, Almosen, geduldige Ertragung der Leiden u. s. w. So wird „Schatz im Himmel“ alles, was im festen Glauben an den großen Vergelter im Himmel auf Erden geübt oder geopfert wird. Jedes gute Werk, jedes Opfer wird in seiner Frucht, in dem von Gott dafür verheißenen Lohne, der des Gerechten harrt, hinterlegt im Himmel.

Die populäre Paräneje, bemerkt Tholuk, spricht auch in der Schrift ihre Ermahnungen oft mit einer gewissen Einseitigkeit aus, so daß häufig der Hinweis auf andere Stellen erforderlich ist, um die Begrenzung zu erkennen. Das gilt auch von unserer Mahnung. Wie der Herr es meint, tritt V. 24 deutlicher hervor. Es lassen sich auch irdische Schäze auf eine solche Weise sammeln, dass dadurch der Schatz im Himmel nicht zu kurz kommt. Die Absicht ist's, die entscheidet. Man kann irdisches Gut erwerben, um es zu besitzen als besäße man es nicht (1 Cor. 7, 30). Das Herz daran hängen, das ist's, was der Herr verbietet. „Wer immer die Erwerbung und Ver-

mehrung des Himmelschätzes als Hauptaufgabe seines Lebens ansieht, dessen Schaffen und Mühen auch um irdisches Hab und Gut, wird sich, weil von bester Intention beherrscht, stets in Bahnen bewegen, die dem erhabenen geistigen Charakter des messianischen Reiches nicht zuwider laufen" (H. Weiß.)

Hat der Herr eben schon, aber nur mehr nebenbei, (wo weder Motten &c.) einen Grund für seine Mahnung „Sammelt Schätze im Himmel“ angegeben, so jetzt ausdrücklich hervorhebend einen anderen durch den sprichwörtlichen Satz „denn wo dein Schatz sein wird, da wird auch dein Herz sein“ (das Futurum bezeichnet, dass es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge so sein wird).

Dieser Grund ist sehr bemerkenswert. Der Herr gibt damit seinen Zuhörern ein Kennzeichen, an dem sie die wahre Sehnsucht nach dem Himmelreich von der falschen leicht unterscheiden können. Niemand sage: ich habe Sehnsucht, strebe nach dem Himmelreich, wenn er nicht Schätze sammelt für den Himmel. Irdische Schätze heften das Menschenherz mit seinen Neigungen an die Erde, nur himmlische Schätze erheben es in den Himmel. Denn das Herz, das heißt, das Begehrten, die Sehnsucht, das Sinnen und Trachten des Menschen ist dahin gerichtet, wo er seinen Schatz, das weiß, worein er seine Glückseligkeit setzt. Wenn du also irdische Schätze sammelst, so wird dein Herz an der Erde haften, ein Slave sein eitler, vergänglicher Dinge, des himmlischen Adels vergessend. Wenn du dagegen himmlische Schätze sammelst, so wird deine Sehnsucht auf das Himmliche und Ewige gehen, wo sie sein muss (Phil. 3, 20; Col. 3, 2 ff.; 2 Cor. 4, 17; 1 Joh. 2, 15 ff.).

22 f. Um der Aufforderung, himmlische Schätze zu sammeln, noch mehr Nachdruck zu geben, lehrt der Heiland in einem schönen Bilde, dessen Anwendung er zugleich selbst andeutet, dass die von dem Streben nach himmlischen Gütern bedingte Richtung des Herzens nach oben für das Leben und die Seligkeit entscheidend ist. „Die Leuchte des Leibes ist das Auge; wenn nun dein Auge gesund ist, so wird dein ganzer Körper licht (erleuchtet) sein. Wenn aber dein Auge frank ist, so wird der ganze Körper finster sein. Wenn nun das Licht in dir Finsternis ist, wie groß wird die Finsternis sein“ (in der du dich befindest). Wir haben ein Doppelbild, wie H. Weiß aufmerksam macht. Der durch das gesunde oder franke Auge gut oder schlecht respective in Helligkeit oder Dunkelheit geführte menschliche Leib wird zunächst verglichen mit einem Gebäude, durch dessen Fenster das Licht fällt und dessen innere Räume erhellt oder verdunkelt erscheinen, je nachdem die Fenster klar oder trübe sind. Das hiermit als hochbedeutsam für das Schicksal der ganzen menschlichen Persönlichkeit charakterisierte äußere Auge ist dann sofort auch ein treffliches Bild für unser inneres geistiges Auge, die Sehnsucht, das Verlangen unseres Herzens, welches, je nachdem es gesund oder frank

ist, unser ganzes Ich entweder aufwärts oder abwärts, entweder ins Helle oder ins Dunkle, in ewiges Glück oder Verderben führt.

Der Herr will sagen: Wer wünschte nicht, wie wichtig, ja entscheidend es für das Heil des Menschen ist, dass seines Herzens Sehnsucht nach oben geht? Ist ja doch das Herz für das innere Leben des Menschen, was das Auge für das äußere ist. Von dem Auge hängt für das äußere Leben alles ab. Von ihm soll der Leib das, was er so nothwendig braucht, sein Licht erhalten. Ist nun das Auge gesund, seiner Aufgabe Licht aufzunehmen entsprechend, so wird dein ganzer Leib erleuchtet sein; dann kann der Leib sich bewegen, können die übrigen Glieder ihrem Zwecke entsprechend eine geordnete Thätigkeit entwickeln. Umgekehrt aber, wenn dein Auge krank ist, kein Licht tragen oder aufnehmen kann, dann ist der ganze Leib, sind auch seine Glieder im Finstern, in ihrer Thätigkeit gehemmt. Was so das Auge ist am Körper, gewissermaßen Führer und Steuermann für den ganzen Leib, das ist im geistigen Organismus das Herz mit seinem Begehrten und Sehnen. Wie dort vom Auge, so hängt hier vom Herzen alles ab. Das ganze innere Leben wird von ihm geleitet. Es ist die Quelle des geistigen Lebens, aber auch des geistigen Todes (Matth. 15, 19). Ist es gesund, d. h. geht sein Begehrten auf Gott, dann ist die ganze Seele gesund, fürs göttliche Leben, fürs Reich Gottes gewonnen. Ist es aber krank, von Leidenschaften verdorben, geht sein Streben statt aufwärts niederwärts zu den Schätzen der Erde, dann ist die ganze Seele krank, in ihrem Heile gefährdet und du bist sehr unglücklich.

"Das Licht das in dir ist" oder das innere geistige Auge wird von Chrysostomus und vielen andern von der geistigen Erkenntnis verstanden. Aber da offenbar ein Zusammenhang mit V. 21 vorhanden, auch Ephes. 1, 18, vom Auge des Herzens die Rede ist, so nehmen wir mit Schegg, Schanz und anderen „das Licht in dir“ als das Herz, welches nach hebräischer Anschauung ebensowohl Sitz des Begehrens als der Erkenntnis ist.

Die letzten Worte Christi „die Finsternis (nachdrücksvoll vorangestellt) wie groß wird sie sein“ enthalten einen schmerzlichen Ausruf über die Größe des Unglücks, geistig blind zu sein, ein ungesundes Herz, ein frankes Verlangen zu haben, welches den Menschen vom rechten Ziele abführt. Das zweite „Wenn nun“ (V. 23) leitet einen Schluss a minori ad majus ein. Hält man es für ein großes Unglück leiblich blind zu sein, wie groß muss das Unglück geistiger Verblendung sein. Sie ist umsoviel größer, als das geistige Leben höher steht als das leibliche und die Folgen viel unheilbarer sind. Geht der leiblich Blinde in seiner Finsternis irre, in welch unselige Verirrungen, welches Elend wird erst der geistig Verblendete fallen!

24. Jetzt zeigt der Herr, dass die Habgier, indem sie das Menschenherz dem Dienste Miammons überliefert, den Dienst Gottes, des Herrn im Himmelreiche verhindert, womit er zugleich einen

Einwand ausschließt. Es könnte nämlich mancher denken: Kann ich denn nicht Schätze sammeln zugleich für den Himmel und für die Erde, den irdischen Dienst mit dem himmlischen vereinigen? Darauf erwidert Jesus: Das ist nicht möglich. Da heißt es entweder — oder. Beides vereinigen geht so wenig an, als zu einer und derselben Zeit zwei einander feindseligen Herren dienen:

„Niemand kann zweien Herren dienen, denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben oder wird einem anhängen und den andern verachten; ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Erklären wir zuerst die einzelnen Ausdrücke. „Dienen“ bezeichnet hier ein ausschließliches Verhältnis der Unterordnung mit Verzicht auf allen eigenen Willen, wie „Herr“ den Besitz vollkommener Macht und Oberherrschaft. Die beiden Herren verlangen unbedingte Anerkennung ihrer Herrschaft, ausschließlichen Dienst, völlige Hingabe. Es sind aber zwei Herren mit durchaus entgegengesetzter Willensrichtung und deshalb durchaus entgegengesetzten Forderungen gemeint, so dass Hass gegen den einen nothwendig Liebe zum andern, Unabhängigkeit an den einen Verachtung des andern mit seinen Drohungen oder Verheißungen zur Folge hat. Die beiden mit „denn“ eingeleiteten Sätze beziehen sich auf dieselben Herren; deshalb ist aber der zweite nicht tautologisch; er gibt die Wirkung des ersten an: dem Hass (ist nicht abzuschwächen in weniger lieben, Luk. 14, 26; 16, 13; Joh. 12, 25; Röm. 9, 13) entspricht das Verachten und dem Lieben das Unhängen. „Mammon“ (hald.) bedeutet Reichtum. Hier ist der Begriff personifiziert, wie auch wir sagen: Geld regiert die Welt. Der Mammon wird damit als Göze dargestellt (vergl. Col. 3, 5), der alle irdischen Interessen vertritt wie Gott die himmlischen. Was im zeitlichen Interesse geschieht, ist Mammonsdienst, was im ewigen ist Gottesdienst.

Der Herr will also sagen: Schätze sammeln für einen, heißt ihm als seinem Herrn dienen; Schätze sammeln für die Erde, dem Mammon dienen; Schätze sammeln für den Himmel, Gott als seinem Herrn dienen. Gott und der Mammon sind aber zwei einander durchaus feindselige Herren. Ihnen beiden dienen wollen ist darum durchaus unmöglich. Denn mit der Liebe zu dem einen, wird nothwendig der Hass gegen den andern und mit der Unabhängigkeit an den einen, die Verschmähung des andern verbunden sein. Wir müssen aber wohl beachten, dass es heißt: Ihr könnt nicht dem Mammon „dienen“. Man kann Geld und Gut besitzen, ohne dass man demselben dient, vielmehr mit demselben Gott dienen, wie Abraham, Job und viele andere fromme und gerechte Menschen gethan und noch thun. Während der Habfützige ein elender Slave des irdischen Gutes ist (Sir. 10, 10), verfügt der Christ darüber als unabhängiger freier Herr. Das Wort: sammelt euch Schätze im Himmel, heißt: betriüget den Mammon um seine Schätze.

B. Warnung vor ängstlicher Sorge um Nahrung
und Kleidung (25—34).

Vom Dienste Gottes, welchem das ganze Herz ergeben sein soll, zieht neben dem Streben nach Reichthum am meisten ab die Sorge für Leib und Leben, Nahrung und Kleidung. Darum will der Herr, dass die Seinen wie von der Begierde nach Reichthum, so auch von dieser Sorge frei seien. Ihnen zu solcher Freiheit zu verhelfen, entwickelt er eine nachdrucksvolle, wahrhaft väterliche Veredeltheit voll Liebe und Herablassung. So gehört, was wir in diesem Abschnitte lesen, zum Schönsten und Trostvollsten des ganzen Evangeliums. Er, der sonst so kurz ist, erschöpft sich förmlich in beruhigenden, tröstlichen, zu kindlichem Vertrauen mahnenden Worten. Wir begreifen das leicht, wenn wir erwägen, wie sehr neben der Begierde nach Reichthum die ängstliche Sorge um zeitliches Fortkommen wie das grösste, so das gewöhnlichste Hindernis des Heiles ist.

25. Gott sollt ihr dienen. Nichts soll euch von diesem Dienste abziehen, auch nicht die Sorge um das tägliche Leben. „Darum sage ich euch: Sorget nicht wegen eures Lebens, was ihr essen, oder was ihr trinken, noch wegen eures Leibes, was ihr anziehen werdet.“ Was wir gewöhnlich erklärend mit „Leben“ übersetzen, heißt eigentlich „Seele“. Nach constantem hebräischen Sprachgebrauche geht huntern und dürsten von der Seele aus (Jes. 29, 8; Spr. 10, 3; 27, 7). Der Hebräer sagt: „die Seele stützen“ für essen, „die Seele leer haben“ für huntern. Die Seele ist eben nach biblischer Anschauung das Lebensprincip im Menschen und wird als solches erhalten durch essen und trinken. Obgleich die Seele der Speise nicht bedarf, vermöchte sie doch nicht im Körper zu verbleiben, wenn dieser nicht ernährt würde (Chrys.).

Das „Sorgen“ ist von einem unruhevollen ängstlichen Sinnens und Trachten nach Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, welches vom Vertrauen auf den allwissenden und allgütigen Vater im Himmel nichts weiß, zu verstehen. Dass der Herr wirklich ein solches Sorgen meint, zeigen die Fragen ängstlicher, vertrauensloser Zaghastigkeit V. 31, 32. Dass durch diese Mahnung, nicht zu sorgen, die schon durch Gen. 3, 17 dem Menschen auferlegte Arbeit nicht ausgeschlossen, sondern vorausgesetzt ist, versteht sich nach V. 26 und 28 von selbst. Es besteht also kein Widerspruch mit 2 Thess. 3, 10: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wenn also der Herr uns auf Gottes Fürsorge verweist, meint er nicht, dass wir die Hände in den Schoß legen und Nahrung und Kleidung unmittelbar von göttlicher Fügung erwarten sollen. Etwas anderes ist Sorgen, etwas anderes ist Arbeiten, sagt S. Chrysostomus. Nur das Sorgen verbietet der Herr, das Arbeiten will er. Gott sorgt für uns, indem er unserer Arbeit Frucht und Gedeihen gibt, nicht dadurch, dass er sie durch wunderbare Fügungen entbehrlich macht.

Arbeiten müssen wir, aber nicht aus ängstlicher Sorge für die Zukunft, sondern um zu jeder Zeit unsere Pflicht nach Kräften zu erfüllen; dadurch sorgen wir für die Zukunft ohne Sorge.

Warum solch ein ängstliches, banges Sorgen gemieden werden soll, zeigt der Herr durch eine Darlegung vom Größern zum Kleinern: „Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als das Kleid?“ Der das Größere gab, wird er das Geringere nicht geben? Er, der Leib und Leben des Menschen gewollt, kann es auch an den Mitteln zur Erhaltung desselben nicht fehlen lassen. Der das Fleisch, welches der Nahrung bedarf, erschuf, wird er ihm die Nahrung versagen? Er hat uns erschaffen, dass wir seien. Nachdem er uns aber so geschaffen, dass wir durch Nahrung erhalten werden müssen, muss er uns auch Nahrung geben. Sich also darum Sorge machen, ist ein kurzsichtiges Verkennen der fürsorgenden Güte Gottes.

Das bestätigt ein Blick auf die dem Menschen untergeordneten Wesen. Sie lassen sich sorglos von Gott ernähren.

26. „Sehet hin auf die Vögel des Himmels, dass sie nicht säen, noch ernten, noch in Scheunen sammeln und dass euer himmlischer Vater sie doch ernährt. Seid ihr nicht viel mehr als sie?“

Aus dem Thierreiche, auf welches der Herr zur Veranschaulichung der göttlichen Fürsorge für unsere Nahrung hinweist, wählt er die scheinbar sich selbst überlassene, sorglos ungebunden geflügelte Welt. Die Lebensweise der Vögel des Himmels ist grundverschieden von der des mühsam särenden, erntenden und einheimsenden Menschen und doch spendet Gott ihnen genügende Nahrung (vgl. Ps. 146, 9). Sollen wir nicht aus dieser Thatsache, eingedenkt der großen Vorzüge des Menschen vor den Thieren, schließen, dass Gottes Fürsorge uns nicht fehlen wird, dass also bange Nahrungssorge unnötig ist? Wenn die Vögel, die nicht arbeiten, ihre Nahrung finden, sollte der Mensch sie nicht finden, dem Gott Weisheit zur Arbeit gab? Alle Thiere hat Gott um des Menschen willen geschaffen, den Menschen um seinetwillen. Wenn nun Gott sorgt für jene um des Menschen willen, wird er für den Menschen nicht sorgen um seinetwillen? Um wieviel höher der Mensch steht über dem Thiere, umsoviel größer wird Gottes Sorge für den Menschen sein. Er ist der Herr der Thiere, uns aber ist er Vater; wenn er für die Thiere sorgt als Herr, wievielmehr für seine Kinder als Vater und zwar als „himmlischer“ Vater, der ja alle Macht hat.

(Vögel) „des Himmels“ ist Gen. der Zugehörigkeit; der Himmel ist das Element der Vögel; vergleiche die Thiere des Feldes, die Fische des Meeres. Der Zusatz veranschaulicht die sorglose Ungebundenheit dieser Geschöpfe im Gegensatz zum ängstlich sorgenden Menschen. Die auf die Nahrung bezügliche Sorge desselben wird in anschaulicher Ausmalung nach ihren drei Hauptgeschäften erwähnt: Säen, Ernten und Sammeln in die Scheunen. Dieses Beispiel vom

nicht arbeitenden und doch seine Nahrung findenden Vogel wird natürlich nicht angeführt wider die Arbeit, sondern wider die Sorge. Wie die Vögel von Gott ernährt werden, indem sie thun, was sie können, im übrigen aber sorglos sind, so soll der Mensch thun, was er kann, aber das Sorgen lassen. Es ist unnöthig, da Gott sorgt.

Obiger Hinweis auf die Vögel des Himmels ist eine populäre Lehre aus der religiösen Naturanschauung im großen und ganzen, wobei die Ausnahme von der Regel so wenig in Betracht kommt, wie der Umstand, dass die Vögel nicht sorgen können (Meyer).

27. Es ist also unnöthig, dass ihrforget um euer Leben: Gott erhält es euch. Es ist aber auch ganz vergeblich, denn ihr erreicht nicht, was ihr bezweckt:

„Wer aber von euch kann durch Sorgen zu seiner Lebensdauer eine Spanne hinzufügen?“

Zuerst eine sprachliche Bemerkung.

Das griechische *χάρα*, welches wir mit Lebensdauer übersetzen, kann auch mit Leibesgröße gegeben werden. In letzterem Sinne nehmen es die alten Uebersezer und Erklärer; die neueren fast alle im Sinne von Lebensdauer und mit Recht. Denn einmal ist im Zusammenhange von der Erhaltung des Lebens durch Speise die Rede. Der Mensch aber, wenn er einmal erwachsen ist (und an diesen ist doch gewiss gedacht) ist, um die Lebenslänge, nicht die Leibeslänge zu erhalten. Wenn ferner an die Leibeslänge gedacht würde, hätte der Beisatz „mit allen Sorgen“ keinen Sinn. Soll dieser nicht ganz überflüssig sein, so muss doch irgendwelcher Zusammenhang zwischen menschlicher Anstrengung und jener Leibesverlängerung gedacht werden können. Aber niemand hat je nachgedacht, wie er sich größer mache, keiner sich Sorge gemacht, wie er zu einem Riesen auswachsen könne (Rohout). Bezüglich der Körpergröße ist eine Sorge gar nicht vorstellbar, absurd.

Sodann will offenbar mit einer Elle ein sehr kleines Maß bezeichnet werden. Das zeigt der Zusammenhang. Christus will ganz gewiss sagen, dass wir mit aller Sorge nicht das geringste vermögen. Zur Leibeslänge eine Elle hinzufügen, wäre aber nichts geringes, denn die Elle bezeichnet den Unterarm vom Ellenbogen bis zur Handwurzel und als Längenmaß die Weite von der Spitze des Ellenbogens bis zu der des Mittelfingers = 1,5' oder 4,9 dm. Dagegen im Verhältnis zur Lebensdauer stellt es ein sehr kleines Maß dar. Die Lebensdauer wird nämlich nach hebräischem Sprachgebrauch als ein von Gott bestimmtes Längenmaß oder als eine Bahn gedacht, welche im Leben zu durchmessen ist (Pj. 39, 6. Hebr.: zu Handbreiten machst du meine Tage; Job 9, 25; Apg. 20, 24; 2 Tim. 4, 7), als ein Faden, der jahrelang hingespinnen wird (Jf. 38, 12). Was bedeutet da die Länge einer Elle? Was wir sagen: eine Spanne, auf die Zeit übertragen: eine Minute, ein Augenblick.

Richt einmal um dieses Minimum können wir, wenn wir noch so sehr um Nahrung besorgt sind, unser Leben länger fristen, als Gott will, der einem jeden der Tage Zahl bestimmt hat (Sir. 17, 3; Job. 14, 5).

Wie thöricht ist darum das ängstliche Sorgen für den Unterhalt dieses Lebens. War es nicht eine große Thorheit von jenem Manne (Luk. 12, 16 ff.), ob des Vorrathes für viele Jahre auch sein Leben für viele Jahre versichert zu wähnen?

28 ff. In analoger Weise zeigt der Herr nun auch das Unnöthige und Vergebliche ängstlichen Sorgens bezüglich der Kleidung.

"Und wegen der Kleidung warum sorget ihr? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie (schön) sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht" (ihr Kleid zu bereiten). „Ich aber sage euch, dass nicht einmal Salomon in all seiner Herrlichkeit gekleidet war, wie eine einzige von ihnen“ (geschweige denn wie ihrer mehrere oder alle). Als zweiten Zeugen für die allumfassende göttliche Fürsorge, neben welcher unser Sorgen unnütz erscheint, führt der Herr den Kleingläubigen das Pflanzenreich auf, repräsentiert durch die Lilie. Die Lilien sind in Palästina sehr häufig; sie wachsen wild ohne Pflege der Menschenhand (daher „Lilien des Feldes“) in den glühendsten Farben häufig roth, dunkelviolett, orangefarbig und gelb. Ganze Strecken Landes sind mit ihnen bedeckt, im Frühjahr ein prachtvoller Anblick. Auch alte classische Dichter besingen die Schönheit der Lilie. Wie herrlich diese Blumen von Gott geschmückt werden, ohne dass sie an der Herstellung ihres Prachtgewandes im geringsten mitarbeiten können, wird gezeigt durch einen Vergleich mit Salomon, dem alttestamentlichen Ideale königlicher Schönheit und Herrlichkeit, von welcher die Schrift in begeisterten Worten berichtet (3 Kön. 10, 1 ff.; 2 Chron. 9, 1 ff.; Ekkli. 2, 4 ff.; Sir. 47, 20; 50, 8). Nicht einmal er in seiner ganzen königlichen Herrlichkeit, im vollen Herrscherglanze, über welchen die Königin von Saba fast atemlos erstaunte (3 Kön. 10, 5), war gekleidet wie eine von ihnen, erreichte die Schönheit einer einzigen von Gott gekleideten Lilie. Die höchste menschliche Kunst kann nie und nimmer die Schönheit der Natur erreichen, „eine Thatssache, deren Evidenz im Laufe der Jahrhunderte nicht geringer geworden, sondern umso mehr gewachsen ist, jemehr es allmählich gelungen ist, den wunderbaren äusseren und inneren Bau der Naturgebilde im einzelnen zu erkennen“.

„Wenn nun das Gras des Feldes, das heute wächst und morgen in den Ofen geworfen wird, Gott so (schön) kleidet, umwieviel mehr euch, Kleingläubige?“

So herrlich die Lilie ist, so vergänglich ist sie, so hinfällig. Ein einziger Glutwind lässt in wenigen Stunden tausende verwelken (Gen. 41, 6; Ezech. 17, 10; Jak. 1, 11). Wo man am Morgen noch den herrlichsten Anblick hatte, findet man am Abend

nur eine verdorrte Masse, die nur mehr zum Verbrennen, in Ermangelung von Holz zum Heizen des Backofens, taugt. Kleidet nun Gott eine so unbedeutende, schnell verwelkende Pflanze (der Herr hebt die Vergänglichkeit um des Gegenseitzen willen scharf hervor) ohne all ihr Sorgen in ein so schönes Gewand, wie wollt ihr, seine Ebenbilder, die ihr soviel mehr wert seid, als sie, zweifeln, ob er euch kleiden wird, ohne daß ihr sorgt. Der Herr sagt „das Gras des Feldes“ mit Absicht, um die Geringfügigkeit der Lilie, die Gott doch so schön kleidet, noch mehr hervorzuheben. „Euch“ steht sehr nachdrücksvoll. „Es deutet nämlich nichts anderes an, als die dem Geschlechte zutheil gewordene hohe Ehre und große Sorgfalt, gleich als ob er sagte: euch denen er eine Seele geschenkt und einen Leib gebildet, um deretwillen er alles Sichtbare schuf, die Propheten sandte und das Gesetz verlieh und unsägliches Gute wirkte, für die er seinen eingeborenen Sohn hingab“. Nachdem er aber dieses deutlich nachgewiesen, tadelt er sie in den Worten: „Ihr Kleingläubige.“ So bezeichnet er die getadelte ängstliche Sorge als einen Ausfluss des Kleinglaubens und Misstrauens auf Gott und gibt indirect einen weiteren Beweggrund, sie zu meiden, weil sie Gott ein Unrecht zufügt, ihm den schuldigen Glauben verweigert.

31. Aus den bisherigen Beispielen und Argumenten schließt nun der Herr kraft- und eindrucksvoll „Seid also nicht besorgt, indem ihr sprecht: Was werden wir essen, was werden wir trinken oder was werden wir anziehen?“

„Was werden wir trinken“ steht zunächst mehr zur Fülle des Ausdrucks, hat aber auch sachliche Bedeutung, denn im heißen Oriente entsteht oft genug auch die Frage: Was werden wir trinken? Aus diesen Fragen der Zaghaftigkeit geht deutlich hervor, daß der Herr nicht jede Sorge überhaupt, sondern die ängstliche, kummervolle, kleinmütige Sorge meint.

Aber mit diesem allem noch nicht zufrieden, fügt der Herr es kräftig stützend in zärtlicher Beredtsamkeit noch weiter hinzu: „denn nach allem diesem trachten die Heiden“. Mit eurer ängstlichen Kümmernis steigt ihr herab zur Weise der Heiden, denen ihr aber doch wahrlich nicht nachahmen sollt. Sie kennen keine höheren Güter als die irdischen, und suchen daher auch keine höheren. Der Herr zeichnet hier kurz und scharf den Charakter des Heidentums. Sein Sorgen und Beten bewegt sich allein um das Zeitliche. „Wie er schon früher“, sagt Chrysostomus, „wo er spricht: Wenn ihr nur die liebt, welche euch lieben, was thut ihr Großes, thun das nicht auch die Heiden? durch die Erwähnung der Heiden uns zu großer Regsamkeit anspornen will, so auch jetzt. Denn wenn wir mehr als die Schriftgelehrten und Pharisäer leisten sollten, wie dann, wenn wir nicht nur hinter jenen, sondern sogar hinter den Heiden zurückbleiben, deren Kleinmuth nachahmen?“ Das soll aber ja nicht sein, ihr sollt ihnen nicht gleichen, „denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles noth-

wendig habt" und wird es euch deshalb geben. Dieser zweite Causal-satz dient zur ermutigenden Erläuterung des ersten: das alles suchen die Heiden. Ihr sollt nicht so thun, weil ihr um besseres wisset. Die Heiden sind voll Kleinmuth, gehen auf in der Sorge um das tägliche Bedürfen, weil sie von einer gütigen Vorsehung nichts wissen. Ihr aber, die ihr an einen allwissenden, allgütigen Gott glaubt, der euer Vater ist, dürft ihnen nicht gleichen. Kümmert euch also nicht um Nahrung und Kleidung, denn euer Vater gibt es euch; er weiß, dass ihr alles das nöthig habt. Was für ein Vater wäre auch der, so es über sich brächte, seinen Kindern das nothwendigste zu versagen. Das thut kein irdischer Vater, geschweige denn der himmlische. Er sagt nicht "Gott" weiß es, sondern "euer himmlischer Vater" weiß es, um uns zur grösseren Hoffnung zu führen. Im Worte "Vater" ist die göttliche Güte, im Zusätze "der himmlische" die höchste Macht ausgedrückt.

33. Statt zu suchen, was die Heiden suchen, "suchet aber vor allem das Reich (Gottes) und seine (V. 32 Gottes) Gerechtigkeit", theilhaftig zu werden des Reiches Gottes und die Gerechtigkeit zu erlangen, welche Gott dazu vorschreibt. "Reich Gottes und seine Gerechtigkeit" verhalten sich zu einander wie Zweck und Mittel. Das Reich Gottes aber, welches vor allem das Ziel unseres Strebens sein soll, ist kein anderes als jenes V. 19 genannte, um dessen Ankunft zu beten wir gelehrt werden; die Gerechtigkeit jene, welche Jesus in den acht Seligkeiten und 21—48 beschrieben hat.

"Und das alles wird euch dazu gegeben werden", eigentlich hinzugefügt werden, nämlich zu dem Erfolge eures Suchens. Wenn ihr eure Sorge zuerst auf das Reich Gottes richtet, so werdet ihr finden, dass ihr für alles andere, Essen, Trinken, Kleidung &c. gar nicht mehr zu sorgen habt, ein zweites Streben gar nicht mehr nöthig ist, denn Gott, der euch das Höhere gegeben, wird euch auch das Geringere verleihen, wie man beim Kaufe etwas Geringeres dareingibt. Auch irdischen Segen bringt das Streben nach dem Himmelreich. Welch' ein Unterschied zwischen dem, der thut, was Christi ist und dem, der thut, was der Heiden ist. Jener erhält darein, um was sich dieser sein Lebttag müht, wie Salomon zur Weisheit, um die er bat, Reichthum und Herrlichkeit als Zugabe erhielt (1 Kön. 3, 11; vgl. Ps. 33, 11; 36, 25). Schon von altersher war die Zu- oder Dareingabe beim Kaufe gebräuchlich. Hier ist der Ausdruck sehr bezeichnend. Jesus sagt: Es wird dir beigegeben werden, "damit du lernst, dass die gegenwärtigen Güter nichts sind gegen die Größe der ewigen. Deshalb befiehlt er die zeitlichen nicht zu verlangen, vielmehr das feste Vertrauen zu haben, dass zu den geistlichen auch die zeitlichen beigegeben werden. Suche darum die himmlischen Güter und die andern werden dir auch zu Theil werden." Chrys.

Eine andere Erklärung, der die meisten beipflichten, versteht das „zuerst“ mit S. Augustin so, dass, was zum Leben nothwendig

ist, in zweiter Linie und in Unterordnung unter jenes gesucht werden darf, eine Deutung, für welche schon Euthymius gut sich auf das Gebet des Herrn beruft, in welchem wir auch zuerst die Ehre Gottes und sein Reich erbitten, aber dann auch den täglichen Lebensbedarf. Christus verbiete also nicht überhaupt das übrige zu suchen, wohl aber so es zu suchen, dass die Sorge dafür uns vom Reiche Gottes abzieht. Das Sorgen um die irdischen Güter, die gleichsam ein „Zweites“ bilden, wäre darnach als erlaubt vorausgesetzt, aber nur als statthaft bezeichnet, insofern es kein kleingläubiges ist und stattfindet „in Unterordnung unter die eine dominierende Willensströmung, welche aufwärts führend zum verklärten Messiasreiche im Wohlgefallen Gottes ihr Ziel und ihren beseligenden Ruhepunkt findet“.

Nachdem V. 33 wie zum Abschluß der Grundgedanke der ganzen Ausführung ausgesprochen ist, überrascht es V. 34 nochmals zu hören: „Sorget also nicht auf den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird seine Sorge für sich haben; genug hat jeder Tag an seiner Plage.“ Es ist die zärtlichste Vaterliebe des Herrn, welche ihn nicht müde werden lässt, zu mahnen: Sorget nicht! Schon die einfachste Lebensweisheit will Jesus noch zum Schlusse beifügen, die Weisheit auf der Gasse spricht sich gegen das Sorgen aus in den beiden den Tag personifizierenden Sprichwörtern. Der Herr sieht in dieser letzten Motivierung seiner Mahnung vorübergehend von den höheren bis dahin geltend gemachten Beweggründen ab und nimmt herablassend sein Argument aus unserer alltäglichen Lebensanschauung. Weit entfernt, dass seine Mahnung dadurch verlore, gewinnt sie vielmehr das Gepräge väterlichster Sorge, mitleidsvoller, zärtlich barmherziger Liebe, für die wir ihm den größten Dank schulden.

Indem der Herr sagt: „Sorget also nicht auf den morgigen Tag!“ sagt er eigentlich nichts anderes als V. 31: „Seid nicht besorgt, indem ihr sprecht: Was werden wir essen“. Im Begriff der Sorge liegt immer die Beziehung auf das kommende, die Zukunft. Das gegenwärtige erscheint als bereits besorgt. Für die Zukunft sieht aber der Herr concret den morgigen Tag. Sorget nicht für die Zukunft, es ist unnötig und unbillig. Unnötig, denn „der morgige Tag wird für sich selbst sorgen“, die Zukunft wird ohne euer Säumen und Zagen Rath und Auskunft bringen; kommt Zeit, kommt Rath. Unbillig, weil eine Ungerechtigkeit gegenüber der Gegenwart. Der laufende Tag (eigentlich der betreffende, jeweilige Tag, den ihr erlebt) hat genug an seiner Last. Warum wollt ihr ihn zwingen, mehr zu übernehmen, als ihm gehört, ihn überbürden? ihm zu seiner Plage auch noch die ängstliche Sorge ob der Zukunft aufladen? Die Plage, die jeder Tag so schon hat, ist die uns sündige Menschen drückende Arbeit und Mühe, Krankheit etc., ist das schwere Doch, das auf den Söhnen Adams liegt, von dem Tage an, da sie aus dem Mutter schoße kommen bis auf den Tag, da sie in die Erde,

die unser aller Mutter ist, begraben werden. Sir. 40, 1; vgl. Efkl. 2, 23.

So wenig der Herr mit seinen Worten: Sorget nicht auf den morgigen Tag! die ängstliche, vertrauenslose Sorge für heute erlaubt, ebenso wenig will er damit ein vernünftiges, christliches Sorgen für die Zukunft, ein gerechtes Fürsorgen, soweit es je nach seinem Pflichtenkreise dem Einzelnen obliegt, verbieten. Christus hat ja selbst gestattet, dass einer aus den Zwölfen eine Cässe führe, wodurch doch gewiss für die Zukunft gesorgt wurde. Ebenso sorgten die Apostel für die kommende Hungersnoth (Apg. 11, 29), wie auch Josef in Aegypten in ähnlicher Weise vorjorgte. Und Salomon weist uns an die Ameise, dass wir lernen mögen, für die Zukunft sorgen (Spr. 6, 6 ff.; 30, 25). Verboten wird vom Herrn, wie sich aus dem Vorhergehenden leicht ergibt, die Sorge, welche sich dem Streben nach dem Reiche Gottes vordrägt, und uns hindert, nach Gerechtigkeit zu streben, das heißt die Gebote Gottes und der Kirche zu erfüllen, unseren Standesobligationen zu genügen, sodann die Sorge, welche aus Misstrauen gegen Gott hervorgeht.

Die priesterlichen Gewänder.

Von P. Beda Kleinschmidt O. F. M. in Wiedenbrück (Westfalen).

(Fünfter Artikel.)

3. Das Cingulum.

1. Um beim Gehen und bei der Arbeit durch die (lange) Tunika nicht behindert zu werden, schürzten sie Römer wie Griechen unter der Brust durch einen Gürtel auf. Antike Abbildungen zeigen selbst eine doppelte Schürzung. Obrigkeitsliche Personen trugen kostbare Gürtel als Zeichen der Würde und Auszeichnung. Vielfach waren diese Gürtel jedoch breiter als unser Cingulum, da sie ja auch zum Aufbewahren des Geldes dienten. Haben wir nun im Gürtel der Alten den Ursprung des liturgischen Gürtels zu suchen? oder leitet er aus dem levitischen Abnet seinen Ursprung her? So wenig, wie die andern priesterlichen Kleider auf die jüdische Cultgewandung zurückzuführen sind, ebenso wenig das liturgische Cingulum. Das alttestamentliche Cingulum war ein Ornament von 3 – 4 Finger Breite und nach Farbe und Stoff durch Moses genau bestimmt. „Und sie machten den Gürtel von gezwirntem Byssus, von Hyacinth, Purpur und zweimal gefärbtem Carmesin mit Stickwerk, wie der Herr dem Moses geboten hatte.“¹⁾ Das liturgische Cingulum erlangte diese Bedeutung nie. Es liegt darum sehr nahe, dasselbe auf den im ganzen Alterthum gebräuchlichen, ja

¹⁾ Exod. 39, 28.